

Bern

«Man muss Drogen entkriminalisieren»

Er war bereits dabei, als es im Berner Kocherpark 1991 eine offene Drogenszene gab. Jakob Huber prägte als Leiter von Contact in den letzten 30 Jahren die Schweizer Drogenpolitik mit. Nun hört er auf.

Interview: Basil Weingartner

Herr Huber, wie halten Sie es selbst mit Drogen?

Ich bin ein Genussmensch im Bereich legaler Drogen. Ich trinke Alkohol und habe früher geraucht. In den 1970er-Jahren habe ich auch Cannabis probiert.

Was fasziniert Menschen an Suchtmitteln?

Menschen sind neugierig. Menschen suchen aber auch Grenzen und streben nach psychischer Erweiterung, weil diese

«Gegen die Lust auf Suchtmittel helfen Bestrafungen nicht.»

angenehm sein kann. Seit Menschengedenken gibt es deshalb Suchtmittel. Sie sind eine Realität.

Wann wird aus Neugierde Sucht?

Das ist ein fließender Übergang. Niemand will süchtig werden. Doch wer unkontrolliert Drogen konsumiert, droht in eine Abhängigkeit zu geraten.

Sucht ist nicht freiwillig. Kann man da Süchtige überhaupt strafrechtlich verfolgen?

Nein, das passt überhaupt nicht zusammen. Der Ansatz, Drogen zu verbieten, ist falsch. Gegen Neugierde und die Lust der Menschen auf Suchtmittel wirken Bestrafungen nicht. Menschen müssen lernen, mit Suchtmitteln umzugehen also sogenannte Konsumkompetenz zu entwickeln. Denn Suchtmittel sind verfügbar und werden konsumiert.

Wie kann eine solche Kompetenz entwickelt werden?

Indem früh und sehr gut informiert wird. Etwa, was die Gefahren und Risiken von Drogen sind. Wenn man dies Jugendlichen erklärt, lassen sie die Finger davon oder haben einen risikoärmeren Umgang mit Alkohol oder illegalen Substanzen.

Drogenkonsum wird es in unserer Gesellschaft weiterhin geben.

Das ist aber ein gesundheitliches und soziales jedoch kein juristisches Thema. Als Gesellschaft müssen wir deshalb Rahmenbedingungen schaffen, die den Konsum nicht fördern.

Was ist denn konsumfördernd?

Werbung, zu billiger Alkohol und Zigaretten. Der Preis hat einen grossen Einfluss auf den Konsumanstieg und die Konsummenge. Wichtig ist die Erhältlichkeit: Wenn eine Substanz rund um die Uhr verfügbar ist, ist dies kontraproduktiv.

Wir sprechen über Suchtmittel; als Beispiele nennen Sie Alkohol und Tabak. Sind die legalen Suchtmittel das eigentliche Problem?

Von einer höheren Flughöhe betrachtet sind es eindeutig Alkohol und Tabak, die unserer Gesellschaft die meisten Probleme bereiten – sei es gesundheitlich, sei es durch Gewalt oder Unfälle. Das heisst aber nicht, dass man etwa Cannabis verharmlösen sollte. Kokain und Heroin bergen gar sehr grosse Risiken.

Contact Neuer Name

Das Contact-Netz heisst künftig schlicht Contact. Mit dem Namenswechsel erhält die Stiftung für Suchthilfe auch eine neue Führung. Rahel Gall Azmat löst Jakob Huber ab. Die Institutionen, die in der Stiftung vereint sind, trugen massgebend zur Entwicklung der Drogenpolitik bei. Etwa mit der Eröffnung des weltweit ersten Fixerstübli vor 30 Jahren. Heute betreibt Contact im Kanton Bern unter anderem Drogenanlauf- und Methadonabgabestellen sowie Beratungs- und Integrationsprogramme. Eines davon ist der Lebensmittel-laden Lola im Berner Lorrainequartier. (bwg)



Jakob Huber will dafür sorgen, dass aus einem drogenindizierten Höhenflug keine Sucht wird. Foto: Adrian Moser

Sie sprachen das Problem der hohen Verfügbarkeit an. Nun ist es doch gerade das Ziel der Prohibition, diese einzuschränken. Ist ein Verbot also doch sinnvoll?

Das Problem ist, dass Produktion und Handel in die Illegalität abdriften. Das sorgt für einen völlig unkontrollierbaren Markt und hohe Kriminalität. Während der Alkoholprohibition in den USA in den 1920er-Jahren wurde die Mafia gross. Die Drogenprohibition ist global gescheitert. Nun müssen wir neue Wege suchen.

Weshalb?

Die Folgen der Drogenverbote sind eine Katastrophe: Sie kulminieren in einer immer grösseren Menge Drogen, in immer mehr Kriminalität. In Mexiko tobt ein Drogenkrieg. In Afrika und Asien zerstören Drogenanbau und -handel ganze Länder. Doch auch in der Schweiz müssen wir weg von Verboten hin zu einer Entkriminalisierung und Regulierung kommen.

Contact hilft in der Schweiz bei der Integration von Süchtigen mit. Sie sind aber auch Teil der schweizerischen Viersäulenpolitik. Zu dieser gehört auch die Prohibition. Dienen Sie letztlich als Feigenblatt für Repressionen?

Nein. Wir haben eine gesellschaftliche und gesetzliche Realität. Diese ist zwar widersprüchlich, aber eine Tatsache. Innerhalb dieser Rahmenbedingungen lotet das Contact die Grenzen aus. Dies mit Angeboten, die für die Betroffenen sehr hilfreich sind.

Können Sie Beispiele geben?

Wir haben die HIV-Quote in den Griff bekommen, die Zahl der Drogentoten massiv reduziert. Mit Fixerstübli und Drogenabgabestellen haben wir den öffentlichen Raum stark entlastet. Unter schwierigen Bedingungen haben wir sehr viel erreicht.

Was ist Ihr Ziel?

Mit unseren Massnahmen wollen wir zu einer sozialliberalen Gesellschaft beitragen. Eine, in der die Menschen so viel Sicherheit wie nötig, aber auch viel individuellen Freiraum haben. Uns ist es mit unseren Projekten gelungen, die Gesellschaft zu verändern. In den 80er- und 90er-Jahren waren wir revolutionär: Mit dem weltweit ersten Fixerstübli, mit der Heroinabgabe. Wir beeinflussten damit die Drogenpolitik der Schweiz, die Schweiz jene der Welt. Dass bei der UNO die Prohibition heute infrage gestellt wird, ist auch unser Verdienst.

Trotzdem hat man das Gefühl, dass Bern und die Schweiz heute nicht mehr zur Avantgarde der Drogenpolitik gehören. Den grossen Drogen folgten die kleinen Schritte.

Ende der 80er-Jahre war die Zeit der offenen Drogenszene. Man merkte damals, dass man mit den bisherigen Konzepten – Therapie oder Repression – neunzig Prozent der Süchtigen nicht erreicht. Es herrschte ein Notstand. Auf diesen haben wir mutig und innovativ reagiert. Heute ist die Angebotsstruktur vorhanden und gut. Suchtverhalten ändert sich aber auch. So haben wir auf den Anstieg bei den Designerdrogen reagiert und analysieren an Partys Drogen auf ihre Inhaltsstoffe. Und die Entwicklung geht weiter.

In welche Richtung?

Es geht nun darum, Drogen zu entkriminalisieren und zu regulieren. Das derzeit

«Die Mehrheit der Gesellschaft will nicht, dass öffentlich gefixt wird.»

in der Stadt Bern geplante Pilotprojekt mit dem regulierten Verkauf von Cannabis finde ich sehr wichtig.

Sie schliessen aus, dass dies zu mehr Konsum führen wird?

Alle, wirklich alle Erfahrungen zeigen: Eine gute Regulierung bringt einen besseren Zugang zu Behandlungen, führt zu besser informierten und integrierten Konsumenten, die dadurch risikoärmer Drogen konsumieren. Das zeigen etwa die Beispiele aus Holland und Portugal.

Doch in Holland buchstabiert man in den letzten Jahren eher zurück, was die Liberalisierung betrifft.

Der Verkauf von Cannabis ist weiterhin legal. Und in Holland wird weniger gekiffert als im sehr restriktiven Frankreich. Wie viel konsumiert wird, hängt aber von vielen Faktoren ab. So können Verbote einen Reiz auf potenzielle Konsumenten haben. Der Konsum steigt auch, wenn ein Stoff gerade hip ist.

Was ist derzeit denn hip?

Alkohol ist ein Dauerbrenner. In der Szene ist ein Mischkonsum üblich. Junge konsumieren oft mehrere Suchtmittel. Der Drogenmarkt ist globalisiert; das Angebot an Substanzen deshalb gross.

Gibt es junge Heroin-Konsumenten?

Wenige. Heroin hat ein Verlierer-Image. Auch der Konsum von Ecstasy geht zurück. Auf hohem Niveau stabil ist derweil der Konsum von Kokain. Letztlich

ist es aber vor allem die öffentliche Drogenszene, die zu reden gibt.

Diese ist so unsichtbar wie selten zuvor.

Ja, wir arbeiten gut. Durch unsere Angebote ist der öffentliche Raum weitgehend entlastet.

Das sorgt aber auch für die Kritik, dass es letztlich vor allem darum gehe, schöne saubere Innenstädte zu schaffen.

Wir haben eine doppelte Verantwortung: Wir arbeiten für die Abhängigen. Wir haben aber auch eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, schliesslich arbeiten wir mit deren Steuergeldern. Es gibt einen gesellschaftlichen Konsens, dass man etwa nicht will, dass öffentlich gefixt wird. Wenn wir dem mit einem Fixerstübli begegnen, helfen wir damit in erster Linie den Süchtigen. Dies melden diese uns auch so zurück. Natürlich müssen wir uns als Gesellschaft auch immer wieder aufs Neue fragen, ob wir tolerant genug sind.

Wie deuten Sie die Absicht des Kantons Zürich, Kantongelder für das Fixerstübli zu streichen?

Ein solcher Entscheid ist fatal. Für die Betroffenen, aber auch die Belastung des öffentlichen Raums. In Zürich würde aber wohl die Stadt einspringen.

Die Welt rückt derzeit nach rechts. Rechnen Sie mit Konsequenzen für die Drogenpolitik?

In den grösseren Städten ist aber eine Umkehr der Politik derzeit unwahrscheinlich. Aber klar: Es gibt auch andere Kräfte im Land. Doch derzeit sehe ich eher die Chance für bessere Regulierungen.

Der Ständerat wollte zuletzt aber das Werbeverbot für Tabakprodukte aufweichen.

Suchtpolitisch ist dies ein Fehlentscheid. Das Beispiel zeigt aber, dass Suchtpolitik eine permanente Auseinandersetzung ist und eine Herausforderung bleibt.

Jakob Huber Neue Aufgaben

Jakob Huber ist studierter Sozialarbeiter und arbeitete als junger Mann mehrere Jahre in Ecuador. 29 Jahre lang führte der Ostschweizer die Geschicke von Contact. In dieser Zeit bewegte sich die Schweizer Drogenpolitik von einem stark auf Repressionen ausgerichteten Konzept weg. Huber wird der Suchthilfe treu bleiben. Nach seiner Pensionierung will er Suchthilfeprojekte in Osteuropa und in Westafrika in Angriff nehmen. Finanziert werden die Projekte vom World Fund, der sich gegen Aids und Tuberkulose einsetzt. (bwg)